

Glanz und Elend des Wünschens

In (2003). *Schritte ins Offene*. 33 (6), 4-7.

Von Dieter Sträuli

„Je n'ai jamais vu la mer...“
(Sebastien Japrisot, *La dame dans l'auto,
avec des lunettes et un fusil*)

Gut, dass es keine Feen gibt.

Stellen wir uns vor: Eine wunderschöne Fee erscheint vor uns. Sie berührt uns mit ihrem Zauberstab und sagt: „Fortan werden alle deine Wünsche in Erfüllung gehen.“ Dann verschwindet sie.

Wahrscheinlich wären wir so dumm, uns im ersten Augenblick zu freuen. Dann begänne der Alptraum. Sobald wir an etwas gedacht hätten, wäre es auch schon Wirklichkeit. Die erste Zeit wären wir fieberhaft damit beschäftigt, Katastrophen rückgängig zu machen. Vielleicht würden wir schliesslich lernen, unsere Wünsche zu unterdrücken und nur ganz vorsichtig einen nach dem andern ins Bewusstsein vorzulassen. Die ständige Selbstzensur würde unser Leben zur Hölle machen.

Dass diese Fantasie viele Menschen beschäftigt, verraten TV-Serien wie *Star Trek*. In unzähligen Folgen stossen Captain Picard und seine Crew draussen im All auf einen Ort, an dem alle Wünsche wahr werden – ein fremdes Raumschiff, einen unbekanntem Planeten, eine Gaswolke. Sogar in der *Enterprise* selbst gibt einen derartigen Ort: das Holodeck, das der Erholung der Besatzung dient und dazu programmiert ist, deren Wunschvorstellungen visuell umzusetzen in eine perfekte dreidimensionale Illusion. Wir Menschen (bzw. wir Klingonen) sind für diese Situation schlecht ausgerüstet. In jeder dieser Folge erkämpfen sich die Heldinnen und Helden einen mühsamen Verzicht auf die magische Wunscherfüllung.

Glücklicherweise ist das nur ein Gedankenexperiment und Sciencefiction. Tatsächlich gehen Wünsche selten augenblicklich in Erfüllung; meist müssen wir darum ringen. Das erlaubt es uns, ausführlich zu träumen, in narzisstischen Szenarien und rachsüchtigen Zerstörungssorgien zu schwelgen – alles mit Garantie auf Nichterfüllung. Das heisst, wir können „es uns noch einmal überlegen“. Einerseits gewähren uns solche Tagträume Erholung von den Widrigkeiten des Alltags, indem sie uns endlich jene Liebe und Anerkennung verschaffen, die uns zusteht. Andererseits – und das ist wichtiger – sind Wunschträume der Ort, in dem wir unser zukünftiges Leben planen. Wir entwerfen Probeszenarien und überprüfen sie auf ihre Tauglichkeit hin, bevor wir sie frei- und weitergeben an die nächste Abteilung, die Wirklichkeit.

Die Wirklichkeit ihrerseits ist weder absolut grausam noch absolut grosszügig. Einen Teil unserer Wünsche erfüllt sie uns mit Leichtigkeit, einen anderen Teil, den unserer übersteigerten, hochfliegenden Pläne, nur ganz selten. Dabei spielen zwei Prinzipien eine Rolle. Das erste ist der Zufall. Es kommt vor, dass wir bei der Stellen- oder Wohnungssuche genau die Stelle oder Wohnung finden, die wir uns immer schon gewünscht hatten. (Ob zu Recht, wird allerdings erst

die Zukunft zeigen.) Das andere Prinzip versuchten uns unsere Eltern schon als Kind beizubringen: „Wenn du etwas willst, musst du dich dafür einsetzen; es gibt nichts umsonst. Auf ein bisschen Glück im Leben darfst du hoffen, aber ein Recht darauf hast du nicht.“

Wir haben uns das zu Herzen genommen und die Arbeit aufgenommen. Wir haben Hausaufgaben gemacht, die Wohnung geputzt und Geld verdient. Wir haben uns verliebt und alle Anstrengungen unternommen, um die oder den Geliebten zu gewinnen. Werden wir gefragt: „Und, hat es sich gelohnt?“ so antworten die einen von uns mit einem begeisterten: „Oh ja, das Leben ist wunderbar!“ Anderen zieht es die Mundwinkel nach unten und sie fangen an zu klagen. Die meisten aber werden relativieren: „Ja, zum Teil schon...“ oder überhaupt erst beginnen, über ihr Leben nachzudenken. Menschen, die das Verhältnis von Wunsch und Wunscherfüllung in ihrem Leben abschätzen, überzeugen nicht ausnahmslos mit ihrer Darstellung. Die einen haben offensichtlich einen Rosengarten erwartet: Wunscherfüllung auf dem silbernen Tablett. Andere tragen eine rosa Brille und finden alles „toll, super“, erwähnen aber einige düstere Phasen in ihrem Leben nicht, von denen wir zufällig wissen. Wieder andere haben sich seit dem Kindergarten auf ihr Altenteil zurückgezogen und ihre Wunschfunktion derart gezügelt, dass tatsächlich nichts schiefgehen konnte.

Es ist offensichtlich schwierig, sowohl unseren Wünschen wie auch der Wirklichkeit vollkommen gerecht zu werden. Wir erwarten entweder zu viel oder zu wenig. Der erste Fall bringt ein gerütteltes Mass an Enttäuschungen, der zweite verhindert, dass wir das Beste aus unserer Existenz herausholen. Normalerweise pendeln wir zwischen beiden Haltungen hin und her. In manchen Fällen aber erstarren diese Möglichkeiten zu gewohnheitsmässigen Haltungen dem Leben gegenüber. Dann haben wir es mit Neurosen zu tun. Die beiden Positionen sind laut der Psychoanalyse die der *Hysterie* und der *Zwangsneurose*. Neurosen sind nicht eigentliche Krankheiten, sondern Versuche, mit den Schwierigkeiten des Wünschens umzugehen, das Wünschen in den Griff zu bekommen. Hysterie wie Zwangsneurose haben das Ziel, mit dem ewigen Wechsel von Wunsch, Enttäuschung und Erfüllung ein- für allemal aufzuräumen und eine feste Position zu finden.

Zwangsneurose als wunschloses Unglück

Der Zwangsneurotiker hat folgende Strategie, um mit der quälenden Seite der Wünsche fertig zu werden: Er reduziert sie auf das unbedingt Nötige. Er scheint zu sagen: Ich brauche am Morgen meinen Kaffee, am Abend ein gutes Buch, dann bin ich zufrieden. Heimlich hegt er Liebeswünsche, aber er schiebt es immer wieder auf, die Geliebte anzusprechen: Die passende Gelegenheit ist noch nicht da, er ist noch nicht so weit. Roland Chemama sagt: Der Zwangsneurotiker stellt sich tot, um den Tod zu täuschen. Es ist, wie wenn er sagen würde: Ich begehre nichts, also gibt es bei mir nichts zu holen. Denn das Begehren ist eng an den Verlust und die Vergänglichkeit geknüpft.

Dementsprechend schildern viele zwangsneurotische Menschen das „Glaswandphänomen“: Sie haben das Gefühl, vom richtigen Leben durch eine unsichtbare Wand abgetrennt zu sein. Die anderen Leute sind es, die „richtig“ leben, die heiraten und Kinder kriegen und Karriere machen – um schliesslich zu sterben. „Verurteilt zum Leben, bis das der Tod eintritt“, nennt es ein anderer Zwangsneurotiker. Er unterliegt der Illusion, dass sein Leben „noch nicht wirklich begonnen“ habe. Tatsächlich aber vergeht die Zeit für ihn genauso wie für alle andern Menschen.

Hysterie als Warten auf die magische Wunscherfüllung

Die Hysterie geht den umgekehrten Weg. Sie glaubt ganz fest an die Macht der Wünsche, an deren magische Kraft. Sie denkt: Wenn ich mir etwas mit dieser Intensität wünsche, wenn ich mir die Erfüllung in derart leuchtenden Farben ausmalen kann, dann sollte es irgendwo auch eine Instanz geben, die mir diese Wünsche erfüllt. Andernfalls wäre das Leben wirklich ungerecht!

Hysterikerinnen – unter ihnen sind mehr Frauen als Männer, bei den Zwangsneurotikern ist es umgekehrt – malen sich Ferien und Liebesbeziehungen in den tollsten Farben aus, und sind dementsprechend oft enttäuscht von der Wirklichkeit. Sie brauchen etwas Zeit, um sich zu erholen, dann geht es weiter mit dem Wünschen.

Die Hysterikerin riskiert mehr als der Zwangsneurotiker und hat vielleicht deshalb auch mehr vom Leben. Beide sind in ihren Wünschen und Ängsten aufeinander bezogen: Der Zwangsneurotiker fürchtet sich insgeheim vor der hysterischen Hingabe und der Abhängigkeit von der Erfüllung seiner Wünsche, während die Hysterikerin jene Einsicht verleugnet, aber in ihrem geheimsten Inneren sehr wohl kennt, die dem Zwangsneurotiker vertraut und bewusst ist: die trennende Macht des Todes und die Tatsache, dass man nur begehren kann, was letztlich verloren ist.

Sucht als Strategie des Wunschmanagements

Das Objekt unserer Wünsche ist metonymisch, sagt der Psychoanalytiker Jacques Lacan. Wie der Sinn in einem Text, über den unserer Augen gleiten, verschiebt es sich ständig. Es gibt glücklicherweise immer noch etwas, das wir uns wünschen können, und sei es der Nachtisch nach dem Essen, der Espresso nach dem Nachtisch, oder (in jenen Zeiten des Rauchens) die Zigarette nach dem Sex.

Denn hätten wir *das* Objekt gefunden, das alle unserer Wünsche stillte, wäre es mit uns zu Ende, es würde sich nichts mehr bewegen. Der Mythos vom verlorenen Paradies verlegt dieses Objekt vorsichtigerweise in die unerreichbare Vergangenheit. Die Psychoanalyse vermutet übrigens, dass es dieses Paradies nie gegeben hat, dass es ein Produkt unseres Eintritts ins Leben mit seinen Anforderungen und Regeln ist.

Nur eine bestimmte Gruppe von Menschen hat dieses endgültige Objekt gefunden: die Süchtigen. Der Süchtige macht sich physisch abhängig von einer Substanz und weiss fortan, was er zu begehren hat: die nächste Zigarette, das Glas, die Spritze. Trinken und Rauchen verweisen aufs erste orale Vergnügen, auf Mutterbrust und Milchflasche. Die Spritze funktioniert intravenös, wie die Nabelschnur, und erinnert an einen noch früheren Lebensabschnitt, in welchem wir den Blutkreislauf mit unserer Mutter teilten.

Die Magersucht, die das orale Objekt ja radikal verweigert, verrät uns, was am Begehren krank macht: Es sind die Wechselfälle des Begehrens, das Kommen und Gehen der Wünsche zwischen ihrer Erfüllung und der Frustration, die den Magersüchtigen unerträglich sind. Sie und die Bulimiker versuchen, absolute Kontrolle über das Begehren zu erlangen, indem sie sich ihm vollständig verweigern. Gerade so aber machen sie sich zum Gefangenen des Objekts und richten ihr ganzes Leben auf es aus.

Es ist gefährlich, allzu einfache Thesen zu den Ursachen der Sucht aufzustellen. Aber es ist denkbar, dass die Eltern von Süchtigen aus gewissen Gründen Mühe hatten mit dem starken Begehren ihres Kindes und dieses Begehren stillen mussten, um Ruhe zu finden. Vielleicht haben sie das Loch, den Mangel, an dem jedes Kind und überhaupt jeder Mensch leidet, regelrecht gestopft. Das Kind sieht nun sein eigenes Begehren mit den Augen der Eltern als etwas Bedrohliches – und räumt damit auf, hält es aus Liebe zu den Eltern in Schach. Eine Therapie müsste das Bild der Wellen des Meeres am Strand und seine Gezeiten ins Zentrum stellen: Diesem Rhythmus sind wir unterworfen bis wir sterben, zu diesem Rhythmus müssen Magersüchtige zurückfinden. Gleichzeitig muss uns klar werden, dass das Objekt des Begehrens nie dasselbe ist wie das, was unsere körperlichen Bedürfnisse stillt. Wenn Eltern sagen: „Aber das Kind weinte; es hatte Hunger!“, so haben sie einerseits recht, aber gleichzeitig haben sie die Ebene noch nicht getroffen, auf der die Ursache für die Störung in der familiären Struktur und Dynamik liegt: die des uneinholbaren, obskuren *objet du désir*, das uns so viel Mühe bereitet, uns aber gleichzeitig am Leben erhält. „Ne jamais céder sur son désir“ – „Nie nachgeben in seinem Begehren“ – ist Lacans Einsicht.